

66)

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Angelo hatte keine nähere Vorstellung von ihrer Verwendung. Er kannte nur die altmodischen, selbstschmelzenden Calaroni, in denen das Mineral aufgeschichtet, wie beim Kohlenmeiler mit Erde bedeckt und dann angezündet wird. Die Arbeiter waren daher sehr eifrig und stolz, ihm etwas Neues zeigen und die großen Fortschritte der Schwefelgewinnung demonstrieren zu können. Sie ließen den Dampf durch die Tuben spielen und zischen, und wenige Sekunden später floß ihnen die dampfende Flüssigkeit entgegen und strömte in einer tiefen Querrinne herab, um fast augenblicklich zu der sprödesten gelben Schwefelblüte zu erstarren.

Angelos Interesse war in hohem Grade gefesselt. Er befühlte den Schwefel und wunderte sich, wie rasch er auskühlte; er drehte die Säbne und experimentierte mit dem Dampf; er mußte alles versuchen, nun er einmal hier draußen war.

Da kam Calogero und riß ihn aus seinen Experimenten. Die Arbeiter verließen die Minen um drei Uhr, sagte er, so daß nicht viel Zeit zu verlieren sei, wenn Angelo in die Tiefe hinunter wolle.

Angelo folgte ihm sogleich zum Minenbrunnen. Der Elevator war bereit. Er lieferte seine Büchse ab, behielt aber den Revolver bei sich, und stieg mit Calogero und einem Arbeiter in den schmutzigen Eisenkäfig, der von flüssigem Roste tropfte.

Dann ging es abwärts in den feuchten Qualm, hinab in das Erdeingeweide. Auf allen vier Seiten waren die Wände mit Holzgerüsten, die behufs häufiger Revision mit festen Leitern versehen waren, gepölst worden. Der Laternenschein fiel auf glänzende Mauern, von denen das Wasser tropfte und quoll. Sie konnten weder auf- noch abwärts blicken, sie fühlten bloß, wie sie sanken und sanken, eine Ewigkeit lang.

Endlich wurde es hell um sie her, hell von großen Laternen, und sie stiegen aus, fünfhundert Fuß unter der Erdoberfläche.

Angelo entließ von einem der Arbeiter eine Leinwand und legte alles, was er an Gold bei sich trug, ab, um es nicht der ähnden Schwefelsäure auszuliefern. Dann betrat er einen langen und ziemlich breiten schienenbelegten Gang, auf welchem sie ab und zu einem der kleinen Kipparren begegneten, die das Mineral zum Elevator führten.

Nach einer längeren Wanderung, die keine Abwechslung bot, hielten sie bei dem tief unten von links her kommenden Laut einer wimmernden Stimme inne.

„Hier müssen wir hinab,“ sagte der Arbeiter. „Wir wollen aber lieber warten, bis der Junge oben ist.“

Tief unten sahen sie ein ruhiges Licht stoßweise sich ihnen entgegennähernd.

„Tummle Dich ein wenig!“ rief der Arbeiter.

Kurz darauf kam der kleine Junge zum Vorschein. Er war nackt. An einer Binde um die Stirn war seine Lampe befestigt. Auf dem nackten Rücken trug er einen schweren Sack des scharfen Minerals und die magere Brust jappte wie die eines Vogels, während er sich in dem heißen, beißenden Schwefelqualm über die klebrigen Stufen schleppte. Tränen liefen über das geblicksfahle Gesicht herab. Er war bloß zehn Jahre alt und von seinen Eltern einem Minenarbeiter als Sklave verkauft worden. Sie pflegten solche billigen Würschchen zu kaufen, um das Mineral von den Arbeitsplätzen zu den Wagen hinaufzubefördern.

Angelo begann vorsichtig die schleimige Treppe hinaufzu steigen, deren Stufen in den Felsen selbst gehauen waren. Am Fuße der Treppe mündeten Gänge in mehreren Richtungen. Sie folgten einem von ihnen, der in der Fortsetzung der Treppe weiterlief, und erreichten nach einer Weile den ersten Arbeitsplatz. Da standen zwei Männer, beide nackt wegen der unleidlichen Hitze. Der eine bohrte Löcher zur Anbringung von Dynamitpatronen in den Felsen, während der zweite mit seiner Spitzhade loschlug, was die letzte Sprengung übriggelassen hatte.

Die Arbeiter, in hohem Grade geschmeichelt von dem Besuch des jungen Grafen, machten eine Mine zur Sprengnauna

bereit: es war dies das Merkwürdigste, was sie dem Besucher zu bieten hatten. Die Lunte wurde gelegt und alle entfernten sich in den nächsten Seitengang. Kurz darauf erhielten sie einen Stoß vor die Brust, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten, und es erscholl ein Krach, der alle Gewölbe erbeben machte, während die Mineralstücke nach allen Seiten flogen und den ganzen Arbeitsplatz besäeten.

Inzwischen war es drei Uhr geworden, und der Arbeitstag war zu Ende. Aber die Bergleute wollten nichts davon hören, zu gehen, solange der Graf die Minen zu besichtigen beliebe. Calogero, der sich bisher stumm verhalten, mußte ihnen vorstellen, daß Angelo eben wünsche, die neuen Galerien allein zu besehen.

Nun nahmen die nackten Gestalten, wenn auch widerstrebend, Abschied, und Calogero, der von seinen Picconer- (Hauer-) Tagen und zahlreichen späteren Besuchen her die Minen in- und auswendig kannte, übernahm die Führung.

Sie gelangten zu einer Türe, die den Weg versperrte.

„Wir sind bei der kalten Galerie,“ sagte Calogero.

Sie mußten die Türe mit aller Kraft aufstemmen. Ein eisiger Wind schlug ihnen entgegen, und mit einem Schritte befanden sie sich in einer Temperatur, die infolge kalter Quellen, die unter der Galerie flossen, um etwa zwanzig Grade niedriger war.

Stumm durchwanderten sie den langen unheimlichen Gang, Calogero immer voran.

„Warum müssen wir so weit hinein?“ fragte Angelo ein wenig ungeduldig.

„Wir müssen einen Gang erreichen, den er notwendig passieren muß, wenn er in die neuen Galerien gelangen will. So Forte ist ja hier unten gut bekannt und kann verschiedene Wege einschlagen.“

Sie kamen zu einer neuen Türe und befanden sich wieder in feuchter, schmelzender Hitze.

„Nun biegen wir in diesen Seitengang ein, bis die Arbeiter vorüber sind.“

Kurz darauf kamen sie gewimmelt, all die nackten, früh gealterten Männer, die in den neuen Minengängen weiter vorne arbeiteten. Die Beiden blieben stehen, ohne sich zu erkennen zu geben, bis die ganze Schar vorbei war; darauf bogen sie wieder in den Hauptgang ein.

„Ich suche nach einer Nische,“ sagte Calogero, mit der Laterne vor sich hinleuchtend. „Sie muß gleich hier sein. — Wichtig! Da haben wir sie. Jetzt bleiben Sie also hier stehen, bis er vorbeigeht. Ich komme ein wenig früher und benachrichtige Sie, damit Sie bereit sind und ihn nicht verfehlen.“

„Aber wann kann er hier sein? Dies ist kein besonders behaglicher Aufenthalt.“

„In ein und ein halb Stunden muß er kommen. Ich gehe jetzt hinauf und Sorge dafür, daß alles ordnungsgemäß geht. Vergessen Sie nicht, daß ich, wenn ich komme, mich durch Pfeifen zu erkennen gebe.“

Mit diesen Worten nahm Calogero Abschied. Angelo sah seine Lampe sich im Dunkel entfernen und zu einem kleinen hellen Punkte werden, der zuletzt verschwand, während gleichzeitig die Tür zuklappte. Dann stand er allein im Dunkeln.

Die heiße Schwefelluft stach in seine Lungen, aber er beachtete es nicht. Sein ganzer Körper war wie erfüllt von einem einzigen Gedanken: da stand er nun in sicherem Hinterhalt auf einem Wege, den sein Feind passieren mußte.

Sein Feind! Ja, wie er so Forte haßte! Dieser schweigsame Mann, der sich in das Haus seiner Mutter eingeschlichen und dort Kenntnisse gesammelt hatte, die er nachher gebrauchen konnte, um sie zu stürzen. Dieser Mann, der ihm Vidua genommen hatte, nicht bloß ihren Körper wie Belladonna, sondern auch ihre Seele, ihr Herz. Und nun schickte er sich sogar an, seine Familie, sein Haus und Besitztum zu unterminieren! Dieser Tollkühne spannte den Bogen zu einem Meisterschusse. Aber wie dumm mußte er doch sein, um zu glauben, daß man die Mafia hintergehen könne!

In der ersten Stunde tappte er hin und her, um sich die Zeit zu vertreiben, als aber der Augenblick sich näherte, froh er in seine Nische, den Revolver parat und vor Spannung zitternd.

Aber die Zeit verging und es kam niemand

Er begann zu zweifeln, ob der Erwartete noch kommen würde.

Plötzlich fiel ihm ein, daß Bionda nach ihm geschickt und hierdurch den ganzen Plan bereitet haben konnte.

Der Gedanke an Bionda war ihm in dieser Umgebung unheimlich. Wie, wenn sie wirklich stürbe, ehe er heimkam! Vielleicht in eben dieser Stunde! Ein ärgerliches Zusammen-treffen! Ein geradezu unerträglicher Gedanke, daß sein bitterster Feind vielleicht in eben diesem Augenblicke bei seinem Weibe stand, ihre Hand in der seinen hielt und ihm für dies-mal entschlüpfte.

Er schnitt in der Finsternis Grimassen und preßte die Finger um die Pistole.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

18)

## Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Aber Du, Laura, wirst doch wohl höflicher Weise etwas Schönes zu sagen haben.“

„Ach, Laura Groth, die ist aus einer anderen Stadt, wo sie auch finden, daß alles, was sie haben, das Schönste ist; — aber hinterher kommt —“

„Die Schären, die da draußen die Fläche unterbrechen, machen den Horizont so eigenartig tief, so daß man gleichsam viel weiter sieht, —“ sagte Laura, die in die Aussicht versunken da stand.

„Das war doch das erste vernünftige Wort, das ich bisher von Euch gehört habe,“ entfuhr es Faste.

„Du vergahest die Möven, Laura! wenn wir die immer in passender Entfernung am Himmel flattern lassen könnten — — Ach, wie genau wir das alles auswendig wissen! — Faste hatte das alles diesen Winter so hübsch in seinen Prospekt hineingebracht. Da steht es alles zu lesen, was wir hier in der Stadt zu den Fremden zu sagen haben — — daß wir uns langweilen, so daß wir schreien könnten, und uns oft nach einer anderen Stadt sehnen, davon stand da nichts.“

„Ist es mir doch, als wenn ich wirklich einmal ein Wort der Weisheit aus Deinem kleinen Schnabel vernähme, Tona!“ rief Faste aus. „Ich frage nur, warum langweilt Ihr Euch, Ihr kleinen Mädchen? — Weil Ihr Euch nicht amüsieren wollt! — Ich habe da zum Beispiel eine Idee, die verteuelt gut wäre, wenn ich nur sicher sein könnte, daß wirklich Verlaß auf Euch wäre. — Ich kann Euch sagen, ich grüble und grüble darüber nach, so daß sie mir bald mehr Kopfzerbrechen kosten wird, als der ganze Badeort. Ich stand eben da und dachte darüber nach, als Ihr kamt. Und, kurz und gut, die jungen Damen der Stadt bilden ein ganz bedeutendes Glied darin — —“

„Seid nur nicht gleich bangel! Wißt Ihr noch, wieviel seinerzeit über die Schmiere geredet wurde, die ich errichten wollte?“

„Gott, ja! Das Volkstheater am Strande!“ lautete die dreistimmige Antwort.

„Freilich, ja, das Theater am Strande. Aber das war nur der Keim, sozusagen das Samentorn, das in die Erde gelegt wurde, um zu reifen. Jetzt ist die Idee eine Etage höher gewachsen. Die Badegäste bedürfen der Zerstreuung. Wohlan, richten wir ein kleines Privattheater ein, in dem die Badegäste und die jungen Kräfte der Stadt sich zusammentun und Schauspiele aufführen können, — es wird in die Badeanstalt eingefügt, gepußt und gemalt mit Kulissen, Vorhängen und Bänken wie jedes andere Sommertheater. — Im Winter gehört uns dann das Feld allein.“

Sie klatschten in die Hände:

„Bringe das zustande, Faste — — Bringe das, bitte, zustande. Aber die Aktionäre, Du?“ Die Blide verrieten einen gelinden Unglauben.

„Ach, was das anbetrißt, so ist das leichte, kleine Gebäude mit samt der Ausstattung das wenigste. Die Schwierigkeit liegt in der Beschaffung geeigneter Stücke, klein und kurz müssen sie sein, aber echt, — mit Pointen, so daß die Spielenden Befriedigung in der Ausföhrung finden und Leute von dem Bildungsgrad, wie ihn Badegäste im allgemeinen besitzen, Interesse daran gewinnen.“

„Rein, welche eine Idee! — Eine göttliche Idee!“ ertönte es abermals dreistimmig.

„Aber solche Stücke, Du, — woher in aller Welt? — — Man mühte jemand in der Hauptstadt veranlassen —“

„Sie aus der Hauptstadt verschreiben? — Nein, ich dankel Das Repertoire zu beschaffen, werde ich mir selber erlauben. Es handelt sich nur darum, sich den Kopf nicht zu sehr damit zu zerbrechen. — Ich dachte, wir mühten etwas mit Geist und Feuer zustande bringen.“

„Ja, und die Toiletten, an die man denken muß!“ rief Tona aus.

„Schrecklich amüßant, Faste!“

„Ich bin überzeugt, daß es viele verborgene Talente gibt, die auf diese Weise, —“ meinte Kathinka.

„Ja, das glaube ich auch,“ versetzte Kristine eifrig, — „ich bin fest überzeugt, —“

„Ach, ich weiß recht gut, was Du meinst,“ fiel ihr Tona in die Rede, — „Deine schwarzen Augen, — dies Zigeunermädchen, für das Du schwärmst! — So weit versteige ich mich nun nicht. Aber ich habe oft daran gedacht, daß es ungeheuer amüßant sein müßte, wirklich die Rolle einer Soubrette mit Gesang auszuführen, — kleine Couplets, — Du sprachst vorhin von meinem Schnabel, Faste —“

Laura Groth stand schweigend da und starrte hinaus, mit ihrem ausgeprägten Profil hob sie sich wie eine Büste in der Fensteröffnung ab. — —

„Ja — a, man könnte gewiß manch ein verborgenes Talent finden —“, sagte sie, indem sie den Kopf so eigenartig in den Nacken warf und mit einer Geste, die Faste aufmerksam machte.

„Ja, was sagen Sie zu der Idee, Fräulein Groth?“ fragte er.

„Ich? — Ich wundere mich nur, daß die Menschen bisher noch nicht darauf verfallen sind.“

„Auf das Theater? — Wie? — Es sagt Ihnen zu?“

„Ja, mir sagt der Gedanke zu, — — man hat ja behauptet, ich sei theatertoll.“

In der Weihnachtszeit spielten wir auf Borg ein Stück nach dem andern.“

„Und Sie haben mitgespielt?“

„Ja, — alles, wozu eine Nase und eine Figur erforderlich ist, die sich gerade und krumm machen kann, — so wie es die Verhältnisse erfordern, von alten Hexen und Wahrsagerinnen bis zu Maria Stuart und Statuen in Transparenten, wie der Weihnachtsengel, der die armen Hütten besucht.“

„Sie haben, was man eine Theatermaske nennt,“ rief Faste plötzlich mit ungeheurer Interesse aus. — —

„Ja, was meint Ihr,“ er sprang hastig auf, — „wenn wir fünf hier jetzt den Anfang zu einer heimlichen Theaterbande bildeten? — Ich schaffe die Stücke, die Ihr einstudiert, um sie zu spielen, wenn die Zeit gekommen ist. Und dann werden wir ganz im stillen andere, von denen wir meinen, daß sie sich dazu eignen.“

„Ganna Brinkmann muß mit dabei sein,“ behauptete Kirsten.

„Ja, und Fredrik Rjörboe und Einar Berg! — die nehme ich auf mich,“ erklärte Tona.

„Und Dina Breder — — und Herman Wit,“ ergänzte Kathinka.

„Wenn Herman mit dabei sein soll, glaube ich an kein Geheimnis mehr.“

„Und das Zeichen der Verschwiegenheit zwischen uns sollen zwei auf den Mund gelegte Finger sein,“ — schlug Faste vor.

„Einverstanden?“

„Ja, — ja, natürlich!“ riefen alle

„Das wird furchtbar amüßant

„Einmal etwas ganz Neues!“

„Ein ganz neues Interesse statt dieses ewigen einförmigen Winterlebens.“

„Aber Kinder, — wir haben ja Vera Ghylling ganz vergessen!“ — rief Kirsten mitten in der Begeisterung.

„Natürlich, ja, — ohne die geht es doch nicht!“

Fastes Gesicht nahm plötzlich einen verbissenen Ausdruck an: „Vera, — Fräulein Ghylling —?“ Er wurde plötzlich un-schlüssig. — „Ich finde eigentlich, wir fünfe sollten uns strenge als die unterirdische Bande betrachten und höchstens diesen oder jenen nach gemeinsamer Uebereinkunft aufnehmen.“

„Und Vera nicht —?“ riefen die Mädchen. „Unmöglich!“

„Wenn alle Kapazitäten der Stadt mit dabei sein sollen,“ entgegnete er, „so geht das Bitante, das für uns darin liegt, eine unterirdische Bande zu bilden, verloren! — Fräulein Ghylling hat so viele prächtige Eigenschaften: aber zu etwas paßt sie nicht, — zum heimlichen Empörer. — Sie flüstert niemals. — — Und um Himmels willen, meine Damen, jemand müssen wir doch auch haben, vor dem wir die Sache geheim halten — —!“

Und jetzt gehen wir zusammen die StraÙe hinauf,“ schlug er vor, es war ein großer Eifer über ihn gekommen. — — „Ihr müßt wissen, ich bin der geschäftige Arbeiter —“

„Ja, die Leute sollten nur ahnen, daß wir hier eine Truppe bilden, die dem Theaterdirektor folgt!“ — flüsterte Kathinka mit einem Blick zu Konsul Riffs Fenstern hinauf.

„Ich habe ein Gefühl, daß dies ein Werktag in meinem Leben wird,“ sagte Laura. — — „Und Sie hätten wirklich eine Rolle für mich, Herr Forland?“ fügte sie leise hinzu.

„Nicht eine, sogar zweie, — ganz vorzügliche.“

„Es ist ein so sonderbares, banges Gefühl, mit einer Kraft in Berührung gekommen zu sein, die sich größere Ziele setzt, als es die Leute in diesem traurigen, kleinen Leben in der Regel wagen. Ich muß unwillkürlich an diese großen Meister denken, die mit der einen Hand die Mauerfelle führten und mit der anderen Kunst schufen. —“ Sie ging aufrecht und festen Schrittes einher und zeigte Büste und Profil.

„Stehen Sie einmal still, Fräulein Groth,“ rief Faste plötzlich aus, — „verändern Sie, bitte, Ihren Ausdruck nicht. Genau so habe ich mir das junge Mädchen vorgestellt, das auf der Pulver-tenne sitzt und droht, sie anzuzünden. — Ein wenig Ver-schmücktes hat sie im Ausdruck, — denn sie weiß ja, daß die Lonne leer ist. Es ist ein spannender Augenblick, während es sich darum handelt, ob die List gelinnet und sie ihr an Rücken fallen. — —“

Jetzt verstehe ich mich auf Ihr Gesicht und werde mir erlauben, Ihr Lehrer zu sein. — Sie sind ein Schatz für unser Unternehmen, — ein wahrer Schatz! — Ich muß noch eingehender mit Ihnen sprechen, — Ihre Masse studieren! Ich sage Ihnen, in Ihnen habe ich die Hauptstütze für das ganze Theaterunternehmen gefunden, — diejenige, auf deren Schultern es ruhen wird! Sie sollen auf diesem Gebiete mein General werden, mit Ihnen werde ich siegen! — Klang es entzückt.

„Ich habe ein Gefühl, als ginge ich neben einem Siezbach, der alles mit fortreißt,“ flüsterte Laura.

„Sie haben ein Talent, eine Sache zu sehen, — Verständnis, Fräulein Groth. — Und der liebe Gott hat Ihnen ein Gesicht gegeben, das von einer ganz verurteilten Natur zeugt, — eine so feinste Miene und dieser Humor, der dahinter steckt!“

„Ich Aermste, — ich kann das Ungewöhnliche nur fühlen und bewundern.“

„Und unserem Direktor folgen wir blindlings,“ erklärte Kathinka.

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Ueberpflanzungen bei Tieren und Pflanzen.)

Von Dr. Thesing.

### I.

Vor einer längeren Reihe von Jahren wurde den Studierenden der Medizin an der Leipziger Universität in einer Klinik wiederholt ein Nezer vorgestellt, dem man aus bestimmten Gründen mehrere Hautstücke eines Weißen auf Brust und Armen eingesetzt hatte. Die fremden Hautteile waren rasch und gut angeheilt und bald vollständig mit der normalen Haut verwachsen, von der sie dann nur noch infolge der helleren Pigmentierung (Färbung) abtachen. Allmählich jedoch verschwand auch dieser letzte Unterschied, die Hautstücke gewannen einen dunkleren Farbton, bis sie endlich überhaupt nicht mehr von dem umgebenden Gewebe zu unterscheiden waren.

Im Verlaufe der letzten Jahrzehnte sind ähnliche Uebertragungen von Hautstücken eines Europäers auf einen Schwarzen oder umgekehrt von einem Nezer auf einen Weißen wiederholt vorgenommen worden und fast regelmäßig mit dem gleichen positiven Ergebnisse. Ja die Ueberpflanzung (Transplantation) fremder Gewebsteile spielt in der Heilkunde sogar eine verhältnismäßig wichtige Rolle und wurde denn auch bereits seit einigen Jahrhunderten bei verschiedenen krankhaften Zuständen oder bei Verletzungen gar nicht allzu selten und in der Regel mit recht gutem Erfolge angewandt. Die zu der Operation benötigten Gewebspartien können dabei sowohl von anderen Stellen des eigenen Körpers des Kranken wie auch von fremden Personen genommen werden.

Mit besonderem Geschick werden namentlich künstliche Nasen aus Hautlappen der Stirn oder auch des Oberarmes geformt. Daß die Anfertigung einer solchen künstlichen Nase für den Patienten mit erheblichen Schmerzen und, namentlich wenn die Haut des Oberarmes Verwendung findet, mit quälenden Unbequemlichkeiten verknüpft ist, leuchtet ein. Bleiben doch die Hautlappen so lange mittels einer schmalen Gewebtsbrücke mit dem Mutterboden in Verbindung, bis eine Verwachsung erfolgt ist. Der Arm muß also auf viele Tage hinaus unbeweglich am Kopfe befestigt werden; doch was erträgt der Mensch nicht alles mit Freuden, um nicht sein Leben lang entstellt herumgehen zu müssen.

Von besonderem theoretischen Interesse ist namentlich eine vor mehreren Jahren von Professor Küster erfolgreich ausgeführte derartige Nasenoperation, auf die ich hier wenigstens ganz kurz zu sprechen kommen möchte. Der bekannte Operateur hatte bei seinem Kranken aus der Haut des Oberarmes eine künstliche Nasenspitze geformt, die auch vortrefflich angeheilt war. Eine mikroskopische Untersuchung, die nach dem Tode des Patienten etwa zwei Jahre nach der Operation angestellt wurde, zeigte, daß die Nasenspitze in ihrem feineren Bau noch immer deutlich den Ort ihrer Herkunft erkennen ließ, noch immer die Struktur der Oberarmhaut bewahrt hatte.

Das braucht aber durchaus nicht stets der Fall zu sein; oft dient das übertragene Gewebe gewissermaßen nur als Leitungsbahn oder Leitungsgewebe, das selbst allmählich aufgezehrt und durch eine Neubildung ersetzt wird, ohne daß es zu einer eigentlichen organischen Vereinigung der Fremtteile mit dem Körper des Operierten kommt. Ja dieser letzte Fall scheint sogar der häufigere zu sein, wenigstens so weit die Erfahrungen beim Menschen und den höheren Tieren maßgebend sind.

Erstaunliche Resultate erzielte die Chirurgie namentlich auch mit der Ueberpflanzung von Knochenstücken. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Ausbesserung von Verletzungen oder anderen Schäden an den Hörentknochen der Arme und Beine, und es wurden schon Knochenstücke von mehr als einem Dezimeter (zehn Zentimeter) Länge mit bestem Erfolge eingesetzt.

Große und gerechtfertigte Verwunderung riefen im letzten Jahre in medizinischen Kreisen die glücklichen Heilungen von Kniegelenkschäden hervor. Es ist bekannt, wie ernster Natur alle Verletzungen des Knies sind, wie leicht sie zu einer Versteifung des Gelenks und damit zu einer argeren Behinderung des Ganges führen können. In

neuester Zeit ist man diesem Uebel in sehr radikaler Weise entgegengetreten, man hat einfach das ganze Kniegelenk vorsichtig herausgelöst und durch die intakten Gelenkknöchel eines frisch amputierten (abgenommenen) Beines ersetzt. Und siehe da, die Anheilung ging über alles Erwarten glücklich von statten und nach kurzer Frist gelangte der Patient wieder zum vollen Gebrauch seines Beines. Ein glänzender Erfolg der Chirurgie!

Bisher haben wir es nur mit der Uebertragung von Organen auf eine gleichartige Unterlage zu tun gehabt, wie sie in der medizinischen Praxis eine Rolle spielen. Mehr aus theoretischen Erwägungen heraus hat man jedoch auch häufiger versucht, Gewebstücke oder sogar ganze Organe auf eine fremde, andersartige Unterlage zu verpflanzen, Versuche, die weit größeren Schwierigkeiten begegnen, in zahlreichen Fällen aber dennoch gelungen sind und sehr interessante Resultate gezeitigt haben. Aus der gewaltig großen Zahl dieser Experimente kann ich an dieser Stelle natürlich auch nur einige besonders charakteristische herausgreifen.

Schneidet man z. B. den Sporn eines jungen Hahnes heraus und setzt ihn in den Kamm des Tieres ein, so wächst er hier an und entwickelt sich in dem blutreichen Gewebe, das Gewähr für eine reichliche Nahrungsbereitstellung bietet, weiter. Ebenfalls gelang es, das Bein eines Hühnerembryos unter den gleichen Bedingungen zum weiteren Wachstum zu bringen. Andere Forscher haben den Versuch gemacht, die Gehöranlage eines Nezes auf den Rücken des Tieres zu verpflanzen und auch dieses Experiment war von Erfolg gekrönt. Am wunderbarsten wirkt jedoch ein Versuch von Ribbert, der die Milchdrüse eines Meerichweinchens auf dessen Ohr übertrug. Das Drüsengewebe wuchs hier nicht nur an und entwickelte sich weiter, nein, als das Meerichweinchchen nach einiger Zeit Junge zur Welt brachte, begann die Milchdrüse am Ohr sogar Milch auszuschütten.

Nicht vergessen werden dürfen die zahlreichen erfolgreichen Uebertragungen der weiblichen Keimdrüsen, sowohl an ihre normale Stelle wie auch auf andere Teile des Körpers. Diesen Versuchen kommt namentlich für die Klärung mancher Fragen der Vererbung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Auch dafür sei wenigstens ein Beispiel genannt.

Bekanntlich gibt es in der Vererbungsfrage zwei Hauptrichtungen, die sich scharf und unversöhnlich gegenüberstehen. Die Forscher des einen Lagers, deren bedeutendster Vertreter der belamte Freiburger Zoologe Professor Weismann ist, leugnen strikte die Möglichkeit einer Vererbung erworbenener Eigenschaften. Sie sind mit anderen Worten der Ansicht, es sei unmöglich, daß Veränderungen, welche ein Mensch oder Tier im Laufe seines Lebens an seinem Körper erfährt, auf die Nachkommen übertragen werden könnten. Der Körper oder das Soma soll also keinerlei Einfluß auf die Ausgestaltung der Geschlechtszellen (Keimplasma) ausüben vermögen. Diese Frage ist aber noch weit davon entfernt, entschieden zu sein. Ja heutzutage mehren sich die Stimmen, die für die Vererbung erworbener Eigenschaften eintreten. Gerade unsere hervorragenden Gelehrten haben sich dafür ausgesprochen. Ich brauche da nur Namen wie D. Hertwig, Klebs, Göbel wie überhaupt die meisten Botaniker zu nennen. In der Tat gibt es auch so zahlreiche Belege, die für eine Vererbung erworbener Eigenschaften ins Treffen geführt werden können, daß man dieser Annahme wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zusprechen darf.

Ein amerikanischer Forscher versuchte nun in den letzten Jahren, mit Hilfe des Experiments in dieser schwierigen Frage eine Entscheidung herbeizuführen. Zu seinen Versuchen verwandte der Gelehrte eine reinzüchtende weiße Hühnerasse und eine eben solche schwarze. Den weißen Hennen wurden die Ovarien (Eierstöcke) herausgeschnitten und vorsichtig den schwarzen Hühnern eingepflanzt, nachdem diese gleichfalls ihrer eigenen Keimdrüsen beraubt waren. Die Anheilung ging gut von statten, die Hennen überstanden glücklich diesen schweren operativen Eingriff und wuchsen zu geschlechtsreifen Tieren heran. Es mag hier gleich noch einschalend erwähnt werden, daß derartige Operationen mit Aussicht auf Gelingen nur bei ganz jugendlichen Individuen vorgenommen werden können. Gilt doch überhaupt ganz im allgemeinen der Satz, daß die Fähigkeit zur Neubildung verloren gegangener Körperteile oder zur Anheilung von Verletzungen und so weiter mit dem höheren Lebensalter abnimmt. Das ist auch der Grund, weshalb man die höchsten Erfolge mit Transplantationen, wie wir noch weiter unten werden, bei Embryonen oder Larven von den verschiedensten Tieren erzielt.

Doch kehren wir wieder zu unserem Thema zurück. Die schwarzen Hennen mit den Eierstöcken der weißen Rasse wurden später von einem weißen Hahn befruchtet. Man hätte erwarten sollen, falls wirklich nur die Beschaffenheit der Keimzellen (Eier respektive Samensäden) für die Ausgestaltung der Nachkommenschaft maßgebend wäre, wie es die Weismannsche Schule behauptet, daß auch nur rein weiße Hühner aus den Eiern geschlüpft wären. Doch die Natur liebt Ueberraschungen! Unter den weißen Küchlein der Brut fanden sich regelmäßig auch einige schwarze Exemplare. Das legt den Schluß nahe, als hätte der Körper (Soma) der schwarzen Hennenmütter auf die fremden Eierstöcke und Eier (Keimplasma) einen umgestaltenden Einfluß ausgeübt, gewissermaßen auf das Keimplasma abgefärbt. Sind alle Fehlerquellen ausgeschlossen, dann wäre das in der Tat ein schlagender Beweis für die Möglichkeit einer Uebertrauma

**Wärmerlicher (somatischer) Eigenschaften auf die Geschlechtszellen.** Es würde den Sieg der Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften bedeuten!

So klipp und klar, wie es hiernach scheinen könnte, liegen aber die Dinge leider noch nicht. Noch mancher Tropfen Wasser wird bis zu einer endgültigen Entscheidung vom Berge fließen. Man muß nämlich immer mit der Möglichkeit rechnen, daß die Operation vielleicht doch keine ganz vollkommene war, daß die schwarzen Hennen doch, wenn auch nur kleine Teile ihrer eigenen Eierstöcke behalten haben und daß diesen die Eier entflammen, aus denen die schwarzen Küchlein schlüpfen. Die Möglichkeit eines solchen Irrtumes liegt jedenfalls vor. Ehe daher nicht eingehende Nachprüfungen von verschiedenen Seiten angestellt sind, tut man gut, sich eine gewisse Zurückhaltung in der Wertung dieses „Beweises“ für die Vererbung erworbener Eigenschaften aufzuerlegen.

## Kleines feuilleton.

**Prämien für gute Wetterprognosen.** Jeder liest heutzutage mit Eifer die Wetterprognosen, die jetzt in den meisten Zeitungen alltäglich veröffentlicht werden; ganz natürlich, denn wenn Angehörige gewisser Berufsweige, z. B. Landwirte, Fischer, Schiffer, für die Ausübung ihres Gewerbes direkt auf das Wetter angewiesen sind und von ihm abhängen, so hat auch jeder andere insofern ein Interesse am Wetter, als von ihm unsere Gesundheit und unser Wohagen abhängen, und so ist es nicht müßige Neugier, sondern wohlberechtigte Wissbegierde, die uns treibt, zu erfahren, welches Wetter am nächsten Tage herrschen wird. Es ist zwar ein sehr beliebter Scherz, sich über die Unbestimmtheit und Unrichtigkeit der Wetterprognosen lustig zu machen, aber berechtigt ist dieser Scherz durchaus nicht. Denn wenn jemand aufgefordert würde, heute das Wetter kurz zu beschreiben, das gestern geherrscht hat, das ihm also wohlbekannt und noch genau in der Erinnerung ist, so würde er sich häufig auch kaum anders ausdrücken können als es die Wetterprognostiker tun, und die Beschreibung würde etwa lauten: Abwechselnd heiter und trübe. Das Wetter ist eben eine so oft und so schnell wechselnde Erscheinung, daß dies auch in den Beschreibungen zum Ausdruck kommen muß. Und was nun die Behauptungen betrifft, daß die Wetterprognose sehr häufig nicht zutrifft, so ist die nun völlig unzutreffend. Denn die von den Wetterprognostikern selbst genau darüber geführte Statistik, wie oft ihre Prognose zutrifft, und wie oft sie mit den Tatsachen nicht übereinstimmt, ergibt, daß sie jetzt mit mehr als 80 Proz. Treffern arbeitet, ein Resultat, das man als geradezu glänzend bezeichnen muß, zumal wenn man erstens die schon erwähnte und allbekannte Unbeständigkeit des Wetters in Rechnung zieht, zweitens den Umstand, daß die ganze rationelle praktische Wetterkunde und Wetterprognostik überhaupt noch recht jung ist. Freilich muß andererseits erwähnt werden, daß zur Aufstellung der Prognosen jetzt auch Mittel herangezogen werden, die erst die moderne Technik schuf. So melden die Beobachter von sehr verschiedenen meteorologischen Beobachtungsstationen das zu einer bestimmten Zeit an ihrem Ort gerade herrschende Wetter telegraphisch oder auch telephonisch den meteorologischen Zentralstellen, so daß die dortigen Prognoseverfertiger über die tatsächliche Wetterlage in einem großen Teile des Kontinents genau unterrichtet sind, und hieraus nach bestimmten Regeln, die teils wissenschaftlich abgeleitet sind, teils auf vielfacher Beobachtung und Erfahrung beruhen, mit einem relativ hohen Grade von Sicherheit sagen kann, wie sich das Wetter in der aller-nächsten Zukunft entwickeln wird. Die telephonischen und telegraphischen Wettermeldungen sind dabei sehr kurz, denn nach internationalen Abmachungen bestehen sie nur aus wenigen Ziffern und Buchstaben, aus denen der Fachmann ein großes Tatsachenmaterial: Wärme, Druck, Feuchtigkeit der Luft, Grad der Bewölkung, Richtung und Stärke des Windes, das Vorhandensein oder Fehlen von Niederschlägen mit Sicherheit herausliest. Dazu kommt noch, daß die Wetterzustände in den höheren Luftschichten an allerdings nur wenigen, aber immerhin sehr wirksamen Stationen durch täglich aufgeschandte Drachen, Fessel- und Freiballons, die unbemannt und nur mit registrierenden Instrumenten versehen aufsteigen, festgestellt und zur Anstellung von Prognosen mitbewertet werden. Damit auch die Kenntnis der Luftverhältnisse über dem Ozean nicht fehle, die oft von großer Bedeutung für das entstehende Wetter sind, werden so oft es angeht Wetternachrichten von hoher See mittels drahtloser Telegraphie an die Küste gegeben. Uebrigens studiert man die Zustände der Luft über dem Ozean auch noch dadurch, daß hin und wieder von Schiffen, die dazu besonders eingerichtet sind, Drachen oder Fesselballons aufgelassen werden. Alle diese Einrichtungen und Veranstaltungen haben auch eine so große materielle Bedeutung und bringen oft so großen Nutzen, respektive sie verhüten soviel Schaden, daß diese Kosten sich durchaus lohnen. Aber immer ist es das Bestreben, die schon sehr guten Wetterprognosen noch mehr zu verbessern und die praktischen Amerikaner haben auch hier ein recht praktisches Mittel gefunden. Sie spornen die Prognostiker dadurch an, sich bei Lösung ihrer Aufgabe die größte Mühe zu geben, daß sie für die Prognosen, bei denen sich innerhalb bestimmter Zeit die größte Zahl von Treffern ergibt, Geldprämien aussetzen; damit die Prämien diesen Zweck auch wirklich erreichen lassen, müssen sie eine beträchtliche

Höhe haben, und so hat man in Amerika als erste Prämie 250 000 Dollars ausgesetzt, das ist mehr als eine Million Mark, und als zweite 125 000 Dollars, also immer noch mehr als eine halbe Million Mark. Um solche Summen zu erwerben, werden sich die Meteorologen allerdings wohl die größte Mühe geben.

## Völkerrunde.

**Der Ursprung der Feueranbetung.** Die Anbetung des Feuers, bei der man zunächst an den religiösen Kult der Parzen zu denken geneigt ist, beschränkt sich keineswegs auf einen engeren geographischen Bezirk. Es liegt daher nahe, nach tieferen inneren Zusammenhängen zu forschen, die dem Vorkommen ähnlicher religiöser Riten, die in einem Feuerkult gipfeln, in so oft weit auseinanderliegenden Ländern zugrunde liegen mögen. Dr. Lovejoy hat jetzt in der amerikanischen Ethnologischen Gesellschaft die Ergebnisse seiner Spezialstudien auf diesem Gebiete vorgebracht. Neben jener Form der Feueranbetung, die — dem Bestatult ähnlich — in der Unterhaltung einer „ewigen“ Flamme, sei es auf dem häuslichen Herd oder an einem der Gesamtheit zugänglichen Orte besteht und im letzten Grunde auf eine Uebersetzung sehr praktischer Bedürfnisse auf den Boden des Magischen oder Uebernatürlichen hinausläuft, gibt es noch andere Zeremonien, die mit dem Feuer zu tun haben und meist neben jenem Brauch herlaufen. Besonders charakteristisch ist die jährlich oder in periodischen Zwischenräumen wiederkehrende Feier des Auslöschens des bisherigen Feuers und der Entzündung eines neuen nach irgend-einer primitiven Methode — zur Feier des Jahreswechsels, des Erntebeginns oder ähnlicher Zeiten. Diese Sitte kehrt in der Geschichte Roms, des keltischen Irland, bei den Eskimos, Iroquesen, Musloren, Astecken und vielfach sonst wieder. Sehr verbreitet ist auch der Brauch, neugeborene Kinder über oder um ein Feuer zu tragen, das Ueberspringen des Feuers, wie es am Sommwendfest in Deutschland geübt wird und manches ähnliche. Was nun den Ursprung der Feueranbetung anlangt, so hat es besonders auf Grund der Angaben, die gegenwärtig von den Iroquesen und Mooris gemacht werden, den Anschein, daß das Feuer vielen Völkern nicht vornehmlich als praktisches Gut heilig ist, nicht als sinnlos geübte überkommene Sitte, nicht als Schutz gegen böse Geister, noch als reinigendes Element, sondern als Träger der Lebenskraft oder als zauberische Kraftquelle Manitou, Watonda oder Mana. Es ergibt sich weiter als herrschende Ansicht, das Feuer hüte die Gesundheit und das Gedeihen des Hauses oder Stammes durch seine ununterbrochene Glut, Lebendigkeit und Reinheit. In der Volksseele erscheint das Feuer als ein Lebendiges, das wie ein solches fähig ist zu wachsen oder zu altern und schwach zu werden, und daher auch einer periodischen Erneuerung bedarf.

**Ueber die Eingeborenen Australiens und ihre Bedeutung für die Urgeschichte der Menschheit** sprach kürzlich Prof. Klaatsch in einer Sitzung des Anthropologischen Vereins zu Göttingen. Prof. Klaatsch hat in den Jahren 1904 bis 1907 eine größere Forschungsreise in Australien unternommen. Als Hauptarbeitsgebiet kam der tropische Norden von Australien in Betracht, in welchem sich die Eingeborenen, die im kultivierten Süden schon nahezu vernichtet sind, vermöge der ungünstigen Existenzbedingungen für die Kolonisten noch in relativ großer Zahl erhalten haben. Manche der vom Vortragenden besuchten Distrikte werden noch heute sehr selten von Weißen besucht. Nach Schilderung des ersten Eindrucks, den der Europäer von den noch ganz wild lebenden Nordaustralierern hat, beschrieb der Vortragende die allmählich stets für die Schwarzen verderblich wirkenden Beziehungen mit den Weißen, mögen diese ihnen als Missionare, Polizeiführer, Jäger oder Farmer nahen. Bei ganz spezifischer, sich über den ganzen Kontinent wiederfindender Eigenart in vielen körperlichen und kulturellen Beziehungen zeigen die Australier Ähnlichkeiten so mannigfacher Art an andere, fernabstehende Menschheitstypen, wie keine andere Rasse, ohne daß sich eine Verwandtschaft mit einer anderen Rasse nachweisen läßt. Gegenüber den zum Teil höchst seltsamen Behauptungen, daß der Australier gemischter Natur sei oder von einem kultivierten Kontinent herkomme und degeneriert sei, betont der Redner die absolute Reinheit dieser Rasse, deren Erhaltung auf der niederen Kulturstufe sich nur aus einer frühen Absonderung von der anderen Mitwelt erklären läßt. Auf Grund zahlreicher Porträtphotographien zeigt der Vortragende die Ähnlichkeit teils mit afrikanischen Negroiden, teils mit primitiven Europäern. Die Ähnlichkeit mit den fossilsten Menschen Europas in körperlicher Hinsicht fällt in die Augen, während die kulturellen Beziehungen sich durch die Steinwerkzeuge und die künstlerische Tätigkeit nachweisen lassen. Die Malereien und Felsgrabierungen erinnern zum Teil durch ihre Naturtreue an die Kunstleistungen der Bushmänner. Daneben treten jedoch ganz ausgesprochene Beziehungen zu magischen oder abergläubischen Vorstellungen auf. Ueber die physischen Regungen und die Bildungsfähigkeit der Australier äußert sich der Vortragende im günstigen Sinne. Es sind erwachsene Kinder, die, als solche behandelt, dankbar und anhänglich sind. Mit kindlichem Humor kann man ihnen am besten beikommen. Der Europäer fühlt sich dem Australier sofort näher verwandt als der negroiden und mongolischen Rasse. Es sieht zu hoffen, daß die Engländer endlich die große wissenschaftliche Bedeutung der Uraustralier besser schätzen lernen werden als bisher.